

Blick in die Welt

Gesellschaft

Angehörige

Psychiatrie in Gambia



Tanka Tanka heißt das einzige psychiatrische Krankenhaus Gambias – ein Ort der Verwahrung ohne ausreichende ärztliche Versorgung, so die Sozialpädagogin Pamela Karte-Saidykhan, die zum Teil in Gambia lebt (Foto von Banjul: pixabay). Es gebe viel Pflegepersonal, aber die meisten wollten mit den PatientInnen nichts zu tun haben. Es gelte, „bösen Geistern“ nicht zu nah zu kommen ... **Seite 12**

Depression auf dem Land



In den „grünen Berufen“ der Land- und Forstwirtschaft sind psychische Krankheiten oft ein noch stärkeres Tabu als in anderen Bereichen der Gesellschaft. Um es aufzubrechen, gibt es eine Reihe von Angeboten speziell für die Angehörigen dieser Gruppen, für die auf dem Land Hilfen oft schlechter erreichbar sind. Wie groß die Probleme sein können, fällt oft erst bei tragischen Fällen auf. **Seite 5**

Leid in den Familien



In den vergangenen Jahren seien die Angehörigen sehr still geworden, sagt Dr. Rüdiger Hannig. Was die Angehörigen für die Zukunft planen, berichtet der neu gewählte Vorsitzende des Bundesangehörigenverbandes im Interview. Wie eine Mutter das Leiden ihres Sohnes an einer Psychose – und zeitweise auch am Hilfesystem – erlebte, hat Heidi Menßen in einem Buch aufgeschrieben. Es ist ihre Geschichte. **Seite 8 & Seite 20**

Die Personalnot und ihre Folgen

Dramatischer Mangel in der Behindertenhilfe / Bundesweit größte Fachkräftelücke in der Sozialarbeit

Der Fachkräftemangel ist in sozialen Berufen besonders groß, teils schon dramatisch – dabei dürfte die Spitze des Eisbergs aus demographischer Sicht erst in ein paar Jahren erreicht werden. Schon jetzt müssen Sozialeinrichtungen angesichts des Personalmangels in der Behindertenhilfe Angebote abbauen oder Wohnanlagen komplett schließen, berichtete epd.

BERLIN. Unter den zehn Berufen mit den bundesweit größten Fachkräftelücken sind fünf dem sozialen beziehungsweise dem Gesundheitssektor zuzuordnen. Dazu zählt die Berufsgruppe der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, in der es im Jahresdurchschnitt 2021/2022 die größte Fachkräftelücke gab. Von den bundesweit knapp 26.500 offenen Stellen gab es für knapp 20.600 keine passend qualifizierten Arbeitslosen – so groß war der Mangel nie zuvor. Das geht aus dem jüngsten Kurzbericht (6/7/2022) des Instituts der Deutschen Wirtschaft hervor.

Diese Fachkräfte fehlen beispielsweise bei der Berufseinstiegsbegleitung, in der Schulsozialarbeit, in Jugend-, Kinder- und Altenheimen oder in der Suchtberatung. Es folgen Erzie-

herinnen (20.456 fehlende Kräfte), Altenpflegefachkräfte (18.279) und Krankenpflegekräfte (16.839).

Für viele Träger von Sozialunternehmen wird der Fachkräftemangel zur Existenzfrage. Nach der Corona-Pandemie können einige Träger nicht alle Angebote aufrechterhalten, Wohngemeinschaften müssen geschlossen werden. Aus einer nicht repräsentativen Erhebung des Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie (CBP) e.V. bei seinen Trägern geht hervor, dass zum jetzigen

Für viele Träger wird der Fachkräftemangel zur Existenzfrage

Zeitpunkt im Bundesdurchschnitt fünf Prozent der Fachkraftstellen – darunter Sozialpädagogen, Heilpädagoginnen, Heilerziehungspfleger, Erzieherinnen und Pflegefachkräfte – nicht besetzt sind. Der Bundesverband der evangelischen Behindertenhilfe (BeB) sieht „die größten Probleme dort, wo Arbeitszeiten auch in der Nacht, am Wochenende oder im geteilten Dienst gefordert sind“.

Nach den Daten des katholischen Fachverbandes müssen in den kommenden zehn Jahren bundesweit die

Träger der Eingliederungshilfe ein Viertel der Fachkraftstellen neu besetzen, um die Lücken zu schließen, die aufgrund des aktuellen Personalmangels und altersbedingten Ausscheidens entstehen. Der Fachverband der Diakonie beobachtet, dass die einrichtungsbezogene Impfpflicht die Gewinnung von Auszubildenden und neuem Personal erschwert. Bei diakonischen Einrichtungen dauert es laut BeB teilweise länger als ein Jahr, bis Stellen wieder besetzt sind.

Die Altenpflege gehört einem vom Bundesministerium beauftragten Forschungsbericht zufolge zu den Branchen, die in den nächsten Jahren am meisten Probleme bei der Besetzung von Stellen haben werden – allein schon, weil immer mehr Menschen Pflege benötigen. Aufgrund der Nachfrage nach Pflegeleistungen, bedingt durch den demografischen Wandel, würden bis 2026 rund 61.300 Arbeitsplätze in dem Bereich neu entstehen, heißt es in einem Fachkräftemonitoring. Etwa 15.900 Altenpflegekräfte scheiden demnach zudem bis 2026 aus dem Beruf aus und müssten ersetzt werden. Insgesamt liege der Bedarf damit bei 77.200 Stellen.

Markus Jantzer (epd)/rd
Mehr auf **Seite 2**



Guada (Sara Manzano), Mickey (Alvaro Requena) und Lucas (Hector Perez).
Foto: SWR/Telefonica Audivisual Digital, S.L.U.

„Alive and Kicking“

Dramaserie aus der Jugendpsychiatrie

Die Psyche von Kindern und Jugendlichen und speziell von Mädchen hat besonders unter der Corona-Pandemie gelitten (s. Bericht unten). „Planet Schule“ – das Lernangebot von SWR und WDR – geht vor diesem Hintergrund neue Wege und setzt in Verbindung mit der spanischen Mini-Serie „Alive and Kicking“ einen Schwerpunkt zum Thema „Mental Health“. Unter www.planetschule.de/x/mental-health werden verschiedene didaktische Materialien und weitere Filme versammelt.

Die Dramaserie „Alive and Kicking“ (Originaltitel: Los espabilados) erzählt die Geschichte von fünf PatientInnen, die aus einer Kinder- und Jugendpsychiatrie auf Menorca fliehen. Die Jugendlichen, von denen jeder seine eigenen Probleme und Familiengeschichten mit sich herumträgt, begeben sich auf einen abenteuerlichen Roadtrip quer durch Europa „auf der Suche nach ihrem eigenen Platz im Leben“.

(rd)
Die Serie ist noch bis Dezember in der ARD-Mediathek zu streamen.

Pandemieopfer Mädchen

DAK: Mehr neue Essstörungen, Depressionen und Angst

BERLIN (rd). Kinder und Jugendliche und speziell Mädchen sind offenbar die großen Verlierer der Corona-Pandemie, guckt man auf die Trends der Neuerkrankungsraten im Bereich der psychischen Auffälligkeiten, wie sie aus der Ende August präsentierten Langzeitanalyse der DAK hervorgehen. Als „bislang einzigartige Fundgrube“ stellte ein DAK-Sprecher den neuen Kinder- und Jugendreport vor, für den die Krankenkasse Daten von 782.000 Kindern und Jugendlichen im Alter von 0 bis 17 Jahren für die Jahre 2019 bis 2021

auswerten ließ. Daraus geht ein deutlicher Anstieg von Neuerkrankungen bei Depressionen, Angsterkrankungen und vor allem Essstörungen bei Mädchen hervor, die auch vermehrt Psychopharmaka, v.a. Antidepressiva, verschrieben bekamen.

Bei den Jungen zeigt sich ein erstaunlich anderer Trend in Form von Rückgängen bei Depressionen und Angsterkrankungen, von Essstörungen sind sie ohnehin deutlich weniger betroffen. Großes Thema bei den Jungen dagegen ist Adipositas. Im Grundschul- und Jugendalter tritt krankhaf-

tes Übergewicht bei Jungen und Mädchen noch gleich häufig auf. Aber im Alter zwischen 10 und 14 Jahren wurde Adipositas bei Jungen 30 Prozent häufiger als bei Mädchen neu diagnostiziert.

Prof. Dr. Christoph Correll, Direktor der Kinder und Jugendpsychiatrie der Charité, vermutete bei einem Pressegespräch, dass bei den Jungen eventuell noch „Substanzabusus“ oder Spielsucht hinzukämen. Er warnte zugleich allgemein vor weiteren Anstiegen und Spätfolgen.

Mehr auf **Seite 2**

AUS DEM INHALT

TAGUNG	GESCHICHTE
Angst: Psychodynamische Betrachtungen am Meer Seite 3	Itzehoe: Todesurteil „Angeborener Schwachsinn“ Seite 11
KLINIKEN	KULTUR
Lübeck: Uniklinik setzt auf Früherkennung Seite 6	Outsider-Art auf der Kasseler Documenta Seite 13
MESSIE-SYNDROM	BREMEN
Scham und Leiden sind sehr groß – ein Projektbericht Seite 7	KBO: Protest gegen geplante Umstrukturierung Seite 14
SERIE	PFLEGE
„Psychiatrie macht Geschichte“: Blick nach Gugging Seite 9	Von Impfpflicht und Betretungsverboten Seite 19

Männlicher, migrantischer, flexibler

BERLIN/HAMBURG (rd). Was tun gegen den Personalnotstand im Sozialbereich? Das Institut für Deutsche Wirtschaft weist auf den hohen Frauenanteil in den Berufen hin, die dem sozialen oder dem Gesundheitsbereich zugeordnet werden: bei Sozialarbeit und Sozialpädagogik läge er bei 76,6 Prozent (Sozialarbeit und Sozialpädagogik), bei Erzieherinnen bei 86,7 Prozent. Mit Blick auf mehr Neueinstellungen wird geraten, Geschlechterklischees bei der Berufswahl möglichst bereits bei der Berufsorientierung in den Schulen aufzubrechen.

Auch flexiblere Arbeitszeitmodelle und mehr qualifizierte Zuwanderung werden immer wieder genannt. Mit neuen Modellen für die Dienstzeiten wird experimentiert, um die viel beschworene „Work-Life-Balance“ bei den Pflegefachpersonen zu verbessern. Im Rahmen des Projekts „Arbeiten 5.0“ des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) gehören z.B. neben flexiblen Arbeitszeiten auch das Zweischicht-Modell am Wochenende oder lange Tag- und Nachtdienste, um über mehr freie Tage zu verfügen, dazu. Hintergrund ist nicht nur der Mangel an Fachkräften, sondern auch deren Gesunderhaltung. Sind sie doch nicht nur Mangelware und oft nur in Teilzeit tätig, sondern auch mehr krank. Pflegefachpersonen in Hamburg fielen 2021 im Schnitt gut neun Tage mehr krankheitsbedingt aus als der Durchschnitt.

Risikofaktor Armut

■ Niedriger sozialer Status – mehr Jugend-Neuerkrankungen

BERLIN (rd). Depressionen, Essstörungen und Adipositas: Für diese Erkrankungsbilder ist während der Pandemie eine deutliche Korrelation zwischen sozialer Lage und Neuerkrankungsrate zu beobachten. So lag das Risiko für 15- bis 17-jährige Mädchen aus Familien mit niedrigem sozio-ökonomischen Status, neu an Depressionen zu erkranken, laut dem neuen Kinder- und Jugendreport der DAK (s. Bericht auf Seite 1) 2021 fast 20 Prozent höher. Noch drastischer sieht es in Sachen Adipositas bei 15- bis 17-jährigen Jungen aus Familien mit niedrigem Status aus: Ihr Risiko, krankhaft an Gewicht zuzulegen, war 60 Prozent höher als bei Jungen aus Familien mit einem hohen ökonomischen Status. Anders verhält es sich bei neu diagnostizierten Angststörungen, für die bei jugendlichen Mädchen aus Familien mit hohem sozio-ökonomischen Status im Vergleich zu denen mit mittlerem oder niedrigem Status höhere Neuerkrankungsraten während der Pandemie dokumentiert wurden.

Weitere Eckdaten: Im Vergleich 2019-2021 wurden 54 Prozent mehr 15- bis 17-jährige Mädchen erstmalig wegen Essstörungen behandelt und

18 Prozent mehr wegen neu diagnostizierter Depression. Die Verordnung von Antidepressiva wegen erstmaliger Depression stieg auf 65 Prozent, die auf medikamentöse Behandlung von Essstörungen auf 75 Prozent plus. Letzteres wurde auch auf Komorbiditäten zurückgeführt.

DAK-Chef Andreas Sturm appellierte, die Schulen, aber auch andere Angebote bei künftigen Infektionswellen offen zu halten und haltgebende Alltagsstrukturen zu sichern. Die DAK kündigte eine Ausweitung ihrer Bewegungspräventionsinitiative fit4future an.

Prof. Christoph Correll sprach von „besorgniserregenden“ Ergebnissen und einer zu erwartenden Dunkelziffer. Es sei ferner mit Spätfolgen und chronischen Verläufen zu rechnen. Die Daten würden sich mit dem Klinikalltag decken. Man sollte jetzt Strukturen für niedrigschwellige Inanspruchnahmen von Hilfen schaffen.

Insgesamt hingegen gingen Klinikaufenthalte und Arzneimittelverschreibungen bei Kindern und Jugendlichen in 2021 zurück – was insbesondere mit Blick auf einen Rückgang bei Antibiotikaverschreibungen als positiv gewertet wurde.

Kein Anstieg depressiver Symptome

■ RKI stellt keine besondere Pandemiebelastung Erwachsener fest

BERLIN (rd). Die Sorge vor einer Zunahme depressiver Symptome in der Coronapandemie hat sich nach einer Untersuchung des Robert-Koch-Instituts (RKI) bis Anfang des vergangenen Jahres nicht bestätigt. Das geht aus einer im „Journal of Health Monitoring“ veröffentlichten Untersuchung hervor (DOI 10.25646/9880).

Es sei sogar ein leichter Rückgang im Zuge der ersten Phase der Pandemie zu beobachten. Insbesondere die Bereiche Müdigkeit, Energieverlust und Konzentrationsschwierigkeiten betreffend, die als Begleiterscheinungen von chronischem Stress auftraten.

In Daten aus der ersten und zweiten Phase der Pandemie hätten sich ebenso keine Hinweise auf gravierende Beeinträchtigungen der psychischen Gesundheit in der Bevölkerung gefunden. Dieses Ergebnis stehe auch im Einklang mit Daten zu Suizidraten. Vorab geäußerte Befürchtungen von erhöhten Suizidzahlen während der Pandemie konnten nicht bestätigt werden.

Diese Ergebnisse treffen für die Allgemeinbevölkerung zu, betonen die Autoren. Forschungsbedarf bestehe noch bezüglich der Veränderungen „in spezifischen, vulnerablen Bevölkerungsgruppen“.

Entwurf für Triage-Regelung

■ Rechte Behinderter gestärkt

BERLIN (epd/rd). Das Bundeskabinett hat den Entwurf für ein Gesetz gebilligt, das den Umgang mit knappen medizinischen Ressourcen im Pandemiefall regelt und die Benachteiligung von behinderten oder hochbetagten Menschen ausschließen soll. Eine entsprechende Regelung hatte Ende vorigen Jahres das Bundesverfassungsgericht verlangt.

Der Entwurf von Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD) sieht vor, dass alle PatientInnen gleich behandelt werden müssen. Kriterium bei der Entscheidung, wer z.B. an das einzige verfügbare Beatmungsgerät angeschlossen wird, soll demnach die aktuelle und kurzfristige Überlebenschance sein. Weitere Erkrankungen dürften in der aktuellen

Lage nur eingeschränkt berücksichtigt werden. Alter, Behinderung und Grad der Gebrechlichkeit gar nicht.

Die Entscheidung über die Zuteilung muss von mehreren Ärzten getroffen werden. Ausgeschlossen werden soll eine so genannte Ex-Post-Triage, bei der einem Patienten, der bereits in Behandlung ist, die Therapie entzogen wird, um sie einem anderen Patienten mit einer besseren Überlebenschance zugutekommen zu lassen.

Über den Entwurf entscheiden muss nach der Beratung der Bundestag. Bisher richten sich die Mediziner nach den Empfehlungen der Deutschen Interdisziplinären Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (Dovi).

Brief aus der Hauptstadt



Über dem Zentrum der Macht: die begehbare Kuppel des Berliner Reichstags. Foto: pixabay

Sommerloch?

Es ist Sommer in Berlin, der einhergeht mit brütender Hitze, vertrocknenden Bäumen und einem kleinen sozialpsychiatrischen Sommerloch. Die BGSP-Sitzung Ende Juli fällt aus, viele sind im Urlaub. „Gut so“, denkt man sich im dritten Jahr der Pandemie dazu. Sommerlöcher gibt es in Berlin momentan auch sonst zuhauf. Da wäre das Lichtungsloch, das der Waldbrand im Grunewald entstehen ließ. Gesäumt von den Bodenlöchern, die die unkontrolliert detonierenden Bomben auf dem Sprengplatz in selbigem hinterlassen haben und deren Explosionen noch kilometerweit zu hören waren. Gleichzeitig begleitete viele Berliner mehrere Tage mal als Hauch, mal beißend, ein Brandgeruch, der durch mehrere Stadtteile zog.

Für viele Klienten mit Bezug von Transferleistungen sind das alles Petitesse. Ihr persönliches Sommerloch erleben sie jeden Tag beim Blick in ihr Portemonnaie, hineingerissen von der Inflation und kaum gestopft durch die einmalige Sonderzahlung in Höhe von 200 Euro. Bei den Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen amalgamieren gerade die Sorgen vor einem Winter, der einhergehen könnte mit einer pandemiebedingt erschwerten psychosozialen Unterstützung und mit der Angst vor drastischen finanziellen Einschnitten bei unklarer politischer Weltlage.

Mehr als eine Sommerloch-Nachricht dürfte die auffallende und für eine bezirkliche Psychiatrie erfreuliche Konzentration von Personen aus dem Dunstkreis des Psychiatrie-Verlages sein. Die Ideen aus dem „Weddinger-Modell“ (Lieselotte Mahler), aus „Die Vermessung der Psychiatrie“ (Stefan Weinmann) und aus den „Sozialpsychiatrischen Informationen“ (Sandra Kieser) kommen in einer Klinik der Pflichtversorgung im südwestlichen Zipfel von Berlin zusammen, und vielleicht wird das Ganze sogar (noch) mehr als die Summe seiner Teile.

Weniger erfreulich sind die Entwicklungen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, vor denen auch eine Klinik in Potsdam nicht gefeit ist. Der Chefarzt der Klinik berichtet von Wartezeiten von bis zu anderthalb Jahren. Die Zahl der jungen Patienten, die auf eine sta-

tionäre Aufnahme warten, liegt bei über 300. Die Klinikleitung spricht von mindestens 20 weiteren Betten, die zu den 35 vorhandenen benötigt würden. Psychische Störungen seien durch die Pandemie später bemerkt worden und dadurch häufiger chronifiziert. Das Ersterkrankungsalter bei Essstörungen ist gesunken, zurzeit müssen häufig Angststörungen behandelt werden.

Potsdam ist auch der Ort, in dem die Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie im Herbst mit einer neuen Veranstaltungsreihe startet. Es wird zu den „Psychiatriegesprächen“ eingeladen, ein Diskussions- und Lesekreis, der besonders auch junge und angehende Profis ansprechen soll. Nach einem Input in Textform, als Filmbeitrag oder anderes wird viel Raum für eine kritische und reflektierende Diskussion gegeben. Unter Titeln wie „Zwischen Hilfe und Kontrolle“, „Wieviel ist nötig, wieviel ist gut?“ oder „Nicht nur gemein-

Bis zu anderthalb Jahre Wartezeit in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie

sam Sommerfeste organisieren“ können die Teilnehmenden die Rolle der Psychiatrie in der Gesellschaft, den Einsatz von Psychopharmaka oder die Umsetzung partizipativer Ansätze in Einrichtungen der Gemeindepsychiatrie differenziert beleuchten.

Die Veranstaltungsreihe geht auf die Initiative des mit Abstand jüngsten Vorstandsmitglieds zurück, eine Arbeitsgruppe der BGSP nahm sich des Themas an, aus der Grundidee wurde in kurzer Zeit ein konkretes Projekt inklusive einer eigenen, ansprechend gestalteten Homepage. Also doch mehr frischer Wind als Sommerloch.

Ilja Ruhl

Betrifft: Abs.

Der Autor arbeitet als Sozialarbeiter bei einem gemeindepsychiatrischen Träger in Berlin. Er engagiert sich ehrenamtlich in der „Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie“ und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Soziale Psychiatrie“.



IMPRESSUM

EPPENDORFER

Zeitung für Psychiatrie & Soziales

www.eppendorfer.de

Jahrgang 35 C 42725

Verlagsanschrift:

AMEOS Nord, Regionalzentrale

Wiesenhof, 23730 Neustadt in Holstein

info@eppendorfer.de

Herausgeber:

Michael Dieckmann

AMEOS Gruppe (V.i.S.d.P.)

Internet: www.eppendorfer.de

www.ameos.eu

Abonnement & Anzeigen

aboservice@eppendorfer.de und

erken.schroeder@ameos.ch

Tel.: +49 176 300 55 139 (E. Schröder)

Redaktionsleitung, Layout und Satz:

Anke Hinrichs (hin)

Redaktionsbüro NORDWORT

Große Brunnenstr. 137, 22763 Hamburg,

Tel.: 040 / 41358524,

E-Mail: mail@ankehinrichs.de,

redaktion@eppendorfer.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Rolf Brüggemann, Turhan Demirel,

Martina de Ridder, Sönke Dwenger,

Michael Freitag (frg), Esther Geißlinger (est),

Michael Götsche (gö), Dr. Verena Liebers,

Ilja Ruhl, Dr. Jan Zier, (rd) steht für

Redaktion, Agentur: epd

Druck:

Boyens Medienholding GmbH & Co. Kg.

Es gilt die Anzeigenpreisliste 2019. Der

Eppendorfer erscheint zweimonatlich und

kostet jährlich 39,50 Euro

(Sozialtarif: 25 Euro).

* Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Gewähr übernommen.

* Alle Geschlechter sind gleichberechtigt – aber Texte müssen auch gut lesbar sein. Wegen der besseren Lesbarkeit hat sich die Redaktion entschieden, überwiegend auf die zusätzliche Nutzung diverser Schreibformen bzw. auf eine Festlegung zu verzichten. Den einzelnen Mitarbeiter steht diese Entscheidung aber frei.

Am Meer der Angst

■ Die Psychodynamischen Tage Langeoog kehrten zurück auf die Insel

„Angst“ lautete das diesjährige Thema der Psychodynamischen Tage auf Langeoog. Diese tagten dieses Jahr erstmals seit Beginn der Corona-Pandemie wieder live auf der Insel, wo sich auf Einladung der Hamburger psychodynamischen Ausbildungsinstitute sowie der Albertinen Akademie rund 350 Teilnehmer direkt austauschten. Eine eingeschränkte Auswahl der Beiträge war auch online zu verfolgen – der EPPENDORFER klinkte sich im Internet ein und verfolgte Beiträge über Hypochondrie, Geschlechtsangst, Angst und Alter sowie Angst als Mechanismus von Radikalisierung.

LANGEOOG/HAMBURG. Folgt man der Psychoanalytikerin Melanie Klein (1882-1960), sind unterschiedliche psychische Erkrankungen alle „mehr oder minder missglückte Versuche der Angstbewältigung“. Angst ist aber nicht gleich Angst und Angststörung nicht gleich Angststörung, wie Annegret Boll-Klatt und Mathias Kohrs eingangs in ihrer theoretischen Gesamteinbettung deutlich machten. Angststörungen gelten als häufigste psychische Störung. Die Palette aber ist breit: sie reicht von diffuser Angst bis zu konkreten Phobien, von bewusst erlebter konkreter Angst bis ins Unbewusste verdrängter oder abgespaltener Angst. Von Angst, die sich hinter anderen Symptombildungen wie Zwang, PTBS, Depression und/oder somatoformen Störungen verbirgt, bis zu Angst, die traumatisch verursacht, transgenerational weitergetragen wird.

Enorm ist auch die Zahl der Angsttheorien – angefangen bei Freuds „kleinem Hans“ und der Ursprungs-Idee, wonach sich in der Angst, vom Pferd gebissen zu werden, eine verschobene innere Konfliktangst (vom Vater kastriert zu werden) verbirgt. Die Referenten zählten weitere Erklärungsansätze von Melanie Klein über Michael Balint, Winnicott und Bowlby bis zu Kernberg und Fonagy auf. Das könne schon diffus werden Dennoch brauche man die Theorien, so Boll-Klatt. Es gehe nicht nur um die Passung zwischen Therapeut und Patient, sondern auch um die zwischen Patienten mit ihren Störungen und den Theorien der Therapeuten. „Es braucht einen großen Steinbruch theoretischen Wissens, aus dem man Hypothesen bildet, die man dann am Patienten versucht zu verifizieren oder zu falsifizieren“, so Boll-Klatt. Der Reichtum der Theorien eröffne „einen weiten Denk- und Verstehensraum“, so die Referenten, die vor zu schneller Deutung warnen und rieten, der Gegenübertragung und des im Therapeuten Ausgelösten viel Raum zu lassen, um dann kleinschrittig aufzuarbeiten, um welche Angst hinter der Angst es eigentlich geht. Auch in der kurzen Klinikzeit mache psychodynamische Kurzbehandlung Sinn, nicht, um eine chronifizierte Angststörung therapeutisch zu bearbeiten, sondern um erst mal einen Verstehensraum zu eröffnen und eine belastbare (Veränderungs-) Motivation für eine ambulante Therapie zu erarbeiten.

Hypochondrie:

namenlose Angst, hilflose Wut

Als „fast unbehandelbar“ gelte die schwere hypochondrische Störung, über die der niedergelassene Psychoanalytiker aus Berlin, Dr. Bernd Nissen, berichtete. Der Zustand absorbiere alles, und die Angst bleibe, auch wenn alle Untersuchungen gegen die befürchtete Erkrankung sprechen. Symptomatisch für die Therapie: Er spüre



Das Meer so nah: Langeoog ist ein beliebter Tagungsort von PsychotherapeutInnen.

Foto: pixabay

den Menschen nicht in seinem bedrohten Zustand, riet aber, dies dem Patienten auch behutsam mitzuteilen, dann fühle sich dieser doch verstanden. Im Hintergrund stünden nach seiner Beobachtung zentrale, frühe Trennungserfahrungen, teils mit der Mutter bei fast immer abwesenden Vätern. Er sprach von Zuständen „namenloser Angst und hilfloser Wut“ und Einkapselung, die sich wie eine autistische Störung zeige. So erzähle sich ein Patient immer selbst Geschichten – „er lullt sich ein“, so Nissen. Die Hypochondrie werde zur Ersatzkapsel, zu einem „Affektbehalt für namenlose Zustände“. „Halten“ sei bei diesen Patienten die „beste Medizin“.

Geschlechtsangst: Thema enorm relevant

Besonders auf Resonanz stieß der Beitrag über Geschlechtsangst und Geschlechtsdysphorie, dem Leiden an den eigenen Geschlechtsmerkmalen, von Dr. Wilhelm F. Preuss, langjähriger Transgenderepezialist am UKE-Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie. Die Relevanz des Themas ist enorm, ebenso das Spaltungspotential. „Wir können die Anmeldungen in der Spezialsprechstunde für Geschlechtsdysphorie nicht mehr bewältigen“, erklärte die stellvertretende Leiterin der UKE-Kinder und Jugendpsychiatrie, PD Dr. Carola Bindt, die in das Thema einleitete. Sie sprach von überforderten Stationsteams, Anweisungen zu Namens- und Pronomen-Nennungen, die zu Tumulten unter Patientengruppen und Diskriminierungsvorwürfen geführt hätten. Neuerdings und zunehmend würden die Stationen auch mit Eltern konfrontiert, die zu schneller Behandlung, etwa mit Testosteron, drängen würden. Sie und ihre KollegInnen seien erleichtert, das die Selbstzuschreibung non-binär mehr ins Gespräch kommt, „was viel mehr Entwicklungsraum lässt“.

Preuss navigierte mit dem dicken Pfund jahrzehntelanger Erfahrung durch den Dschungel eines höchst komplexen und mit vielen Emotionen und verwirrenden Ausdrücken beladenen Themenkomplexes. Anhand von drei Fallbeispielen machte er deutlich, wie komplex die Lage im Pubertätsalter ist. Angefangen bei der „Kerntruppe Transidenten“. Beispielfall dafür sei Adrian, 16, ein typischer, klarer Fall, der früh Mädchenkleidung abgelehnt habe, mit Eintreten der Regelblutung zunehmend depressiv geworden sei, es folgten Suizidversuche und Psychiatreeinweisung, mit 13 Pubertätshem-

mer, mit 14 Testosteronbehandlung, mit 18 Brust-OP. Voraussetzung für die

Nele und ihr Weg von der Frau zum Mann – und wieder zurück

Indikation sei: Einwilligungsfähigkeit. Das Gegenbeispiel ist eine so genannte Detransition, also das Rückgängigmachen der Geschlechtsangleichung in der Geschichte von Nele, die auf YouTube abrufbar ist. Nele ging mit 19 den Weg von der Frau zum Mann, verlor

mit Testosteron unumkehrbar die weibliche Stimme und per OP die Brüste. Und war damit zunächst glücklich, bis ihr Zweifel kamen und Trauer über den Verlust der Stimme. „Die Transtherapeuten haben sich nicht genug Zeit genommen, sie kennenzulernen, so Preuss' Erklärung. Er ging des Weiteren auf Personen ein, die sich als queer (nicht-heterosexuell), non-binär (sich nicht ausschließlich als männlich oder weiblich identifizierend) oder genderfluid (sich fließend zwischen den Geschlechtern bewegend) verstehen und teils auch Mastektomien forderten. Jugendliche mit sexuellem Missbrauch in der Geschichte fühlten sich von der Möglichkeit, eine non-binäre Geschlechtsidentität zu wählen, besonders angezogen. Damit schützten sie sich auch vor „hetero-normativen Anforderungen“, sie gewannen Zeit und Schutz für ihre individuelle Entwicklung. Preuss sprach von einer „Übergangsidentität“. Er appellierte, eine Indikation für Geschlechtsangleichungen erst nach ausreichender Verlaufsbeobachtung zu stellen, sich grundsätzlich Zeit zu lassen und den Klienten genügend Raum und Zeit zu geben, um Entwicklungsschritte nachzuholen, die durch die Geschlechtsdysphorie blockiert würden. Therapeuten sollten sich mit ihren eigenen „Verwirrungen“ und Geschlechtsängsten auseinandersetzen, um in der Gegenübertragung unterscheiden zu können und zu versuchen, ihr „Denken offen zu halten“. Im übrigen gelte es, alles einzusetzen, um Jugendlichen in dieser Übergangszeit Halt zu geben und sie durch eine Transition zu begleiten, was nicht Therapie genannt werden müsse, aber nötig sei.

Angst, Alter und Suizidwünsche

Angst und Alter war das Thema des wissenschaftlichen Tagungsleiters und pdt-Initiators Prof. Reinhard Lindner, heute Professor für soziale Therapie in Kassel und davor langjähriger Oberarzt im Hamburger Albertinen-Haus, einem Zentrum für Geriatrie und Gerontologie, aber auch Suizidexperte und Leiter des Nationalen Suizidpräventionsprogramms. Dr. Stefanie Wuensch, Psychiaterin und Chefin der Hamburger Stiftung Freundeskreis Ochsenzoll, lenkte den Blick allerdings weg von dem Therapeuten. Sie sehe den elfjährigen Lindner vor sich – so lange sind sie schon befreundet. Lange her, und auch das Durchschnittsalter der Tagungsteilnehmer beträgt inzwischen 56 Jahre. Sie alle müssten das Alter nicht unbedingt scheuen: Die Lebens-

erwartung steigt, die Zufriedenheit der Alten ist im Durchschnitt hoch: 70 Prozent der 60- bis 80-Jährigen schätzen sie als gut und sehr gut ein, allerdings abhängig von Bildungsgrad und Einkommen, stellte Lindner seinem Beitrag voran. „Zufriedenheitsparadoxon“ nennt man es, wenn sich objektiv negative Lebensumstände nur in relativ geringem Ausmaß auf die subjektive Lebensqualität niederschlagen.

Doch ist Angst ein relevantes Thema. Neben allgemeinen Angstproblematiken ist da noch die spezielle Angst vor dem Alter – oft die Angst vor den psychischen und sozialen Beeinträchtigungen von Krankheit und die Art des Sterbens, die verknüpft sein kann mit Angst vor unerträglichem Leiden. Diese Ängste sind es, die häufig zu Suizidwünschen führen. Einer kleinen Studie zufolge, die im Albertinenhaus durchgeführt wurde, dominiere bei suizidalen Alten vor allem die Angst vor entwürdigender, entwertender Behandlung. Suizidassistenten suchten laut einer internationalen Untersuchung vor allem Ältere, Gebildete und finanziell gut gestellte Menschen, so Lindner.

Den Suizidwunsch sollten Therapeuten als Beziehungsangebot verstehen, machte er deutlich. Und führte dies anhand eines berührenden Fallbeispiels aus seiner früheren Alterspsychotherapiepraxis aus. Es ging um eine 94 Jahre alte Dame mit anfänglichem Sterbewunsch, der er mit 10 therapeutischen Gesprächen innerhalb eines Vierteljahrs am Krankenbett half, ihren ambivalenten Wunsch zu sterben und zu leben und ihre Hilflosigkeitsgefühle gegenüber den Pflegenden zu bewältigen. Letztlich sei die Frau zunehmend toleranter gegenüber dem Ambivalenten, sei ihr innerer Konflikt zunehmend erträglicher geworden, sodass sie die Fähigkeit entwickelt habe, sich dem Verlust zu stellen und Abschied zu nehmen. Als „haltende Beziehung, in der Abschied möglich ist“, charakterisierte er dies.

Im Alter stelle sich die Aufgabe einer Integration von Verlusten, Scheitern, Schuld und Erinnerungen an Traumatisches, was durch Therapie befördert werden könne. Ein therapeutischer Rahmen könne auch am Krankenbett und im Pflegeheim geschaffen werden – und finanziell für Therapeuten auch durchaus lohnenswert sein, warb er für die nicht sonderlich beliebte aufsuchende Alterspsychotherapie.

„Überkonfidenz“ als Auslöser antisozialer Tendenzen

Eine weitere Angstkomponente bot am Schluss doch noch eine Brücke ins Politische, als Dr. rer. nat. Klaus Michael Reiniger über „Angst als Mechanismus von Radikalisierung“ referierte. Der Ambulanz- und Ausbildungsleiter am UKE sprach über „Überkonfidenz“ (von confidentia, Vertrauen) – gemeint sind Personen, die ohne Zweifel hundertprozentig schwarz-weiß denken. Verortbar sei Überkonfidenz im Bereich psychischer Störungen eher bei Schizophrenie und Sucht, Unterkonfidenz, das Gegenteil, also Zweifel, sind eher bei Zwang und Depression anzusiedeln. Überkonfidenz wiederum, so die Hypothese, scheint antisoziale Tendenzen auszulösen. Als Interventionsmöglichkeiten nannte er das Schüren von Zweifeln, aber auch die Förderung des Einfühlens in Andere. „Respekt bei Ablehnung fördert Toleranz“, merkte die diesen Beitrag moderierende Psychoanalytikerin Gabriele Amelung abschließend an.

Anke Hinrichs

Im nächsten Jahr geht es weiter. Vom 29. Mai bis 2. Juni 2023 soll es dann um „Strömungen“ gehen. Mehr unter www.albertinen.de/pdt-langeoog/



Dr. Wilhelm F. Preuss, langjähriger Transgenderepezialist am UKE-Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie. Fotos (2): hin



Prof. Dr. Reinhard Lindner, Wissenschaftlicher Leiter der Psychodynamischen Tage auf Langeoog.